



Ein etwas anderer Frühling



In den Medien hört und liest man viel über "social distancing" und "Solidarität". Das sind wichtige Begriffe geworden - auch bei uns.

Seit Mitte März können unsere Bewohner*innen nicht mehr ihre Angehörigen besuchen und auch keine Besuche mehr empfangen. Sie dürfen nicht mehr mit und gemeinsam die Einkäufe in den Läden, im Dorf erledigen. Sie sollen nicht mehr der Nachbarsgruppe einen Besuch abstatten. Ihre soziale Welt in die sie mit der enthusiastischen Ermutigung und minuziösen Unterstützung ihrer Begleitpersonen Schritte gewagt haben, ist wieder etwas kleiner geworden. Wie viele andere Menschen auch, nehmen sie es hin, dieses social-distancing im Grossen.

Wir gehören zu den Glücklichen, die einen grossen Garten haben, wo es viel zu tun gibt, für jeden Bewohner*in etwas und wir dürfen immer noch jeden Tag in den Wald hinter dem Haus.

Da gibt es aber auch noch das social-distancing im Kleinen, welches viel schwieriger ist. Viele unserer Bewohnenden brauchen ihre Begleitperson an ihrer Seite, damit der Fuss den Weg in die Socke findet, die Gabel den Weg in den Mund. Wir haben Bewohner*innen, die zwar geschickt jeden Handgriff könnten, aber sie brauchen die Begleitperson, um sich nicht zu verlieren – nicht in 2 Meter Abstand, sondern ganz nah. Sie brauchen die Begleitperson, die mit ihrer Hand hilft, den Blick zu lenken um den roten Faden in der Handlung aufrecht zu erhalten. Sie brauchen die Begleitperson, die einen Berührungsimpuls auf das Bein gibt, das es zu heben gilt, weil die Aufmerksamkeit sonst nicht spontan dorthin geht. Sie brauchen ihre Begleitperson, die ganz nah steht und Sicherheit und Halt vermittelt und mit einem Druck auf die Schulter "sagt", du bist da, der Boden ist da, alles ist gut. Sie hilft ihnen mit ihrer Aufmerksamkeit und ihrer Nähe, dass sie sich in der Fülle der hereinbrechenden Reize nicht verlieren und innerlich zersplittern. Ohne sie könnten einzelne Bewohnende der aufsteigenden Panik nur noch begegnen, indem sie zum Beispiel mit dem Kopf auf den Boden und die Wand schlagen müssten. Jetzt auf zwei Meter Abstand zu gehen würde bedeuten, sie ihrer abgrundtiefen Verzweiflung und Angst auszuliefern – das wäre unmenschlich und grausam. Social distancing in der Begleitung ist schwierig - oftmals unmöglich. Und so müssen die Bewohner*innen darauf vertrauen, dass wir alles, was in unserer Macht steht tun, um uns nicht anzustecken.

Die Mitarbeitenden haben gelernt mit Ausnahmezuständen umzugehen. Sie haben gelernt, dass Dienstpläne manchmal kurzfristig auf den Kopf gestellt werden und sie auf einen freien Tag und eine Einladung verzichten müssen, um die kranke Kollegin im Dienst zu ersetzen. Sie haben immer wieder geübt, sich zurückzunehmen, sich in schwierige Momente zu schicken und das Beste daraus zu machen. Das kommt uns jetzt entgegen. Die Stimmung ist gelassen,

wirus.nicht.lüschtig.
schande.tränli.
mama.papa.tränli.
blibts.noxsund.
bleiben.weiter!!
gruss....

Dieses SMS schrieb mir ein Bewohner, als er erfuhr, dass er am Wochenende nicht mehr zu den Eltern darf.

die Solidarität ist spürbar, die Loyalität ist gross, das merken wir, wenn wir auf das Areal kommen.

Aber das darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass es für jeden Einzelnen schwierig ist. Die Begleitpersonen können sich nicht ins sichere Homeoffice retten. Sie setzen sich und zum Teil auch ihre Angehörigen täglich einer möglichen Ansteckung aus.

Sie wissen, die Bewohnenden sind darauf angewiesen, dass sie ihnen mit Gleichmut und Ruhe begegnen und es gelingt ihnen. Das ist grossartig. Aber ich bleibe mir bewusst, jede/r von Ihnen zeigt jeden Tag Mut, indem er/sie sich mit einem loyalen "Ja" für die Bewohner*innen entscheidet.

Irène Signer Bereichsleiterin Wohnen und Arbeiten